

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1846) Unterhaltungsblatt

5 (20.1.1846)

Der Schultheiß von Solothurn.

(Fortsetzung.)

Ein heiterer Morgen folgte der fürchterlichen Nacht. Es schien, als wolle die Natur ihre Wuth bereuen und das in Angst und Schrecken gesetzte Menschengeschlecht durch ein freundliches Lächeln wieder versöhnen und ihm neues Vertrauen abgewinnen. Die Gewässer flossen wieder, wenn auch nicht so ruhig wie gewöhnlich, doch auch nicht mehr so wild brausend, in ihrem Bette; die schwarzen Donnerwolken waren auseinander gestoben, und hell glänzte am azurnen Himmels-Dome das goldene, Licht spendende und Leben erweckende Tagesgestirn. In üppiger Frische blühte die Pflanzenwelt, und die gefiederten Geschöpfe jubilirten in tausendstimmigen Chören, flatterten fröhlich von Baum zu Baume und wiegten sich auf den duftenden Zweigen. Nicht so leicht konnte der Mensch die Schrecknisse der nächsten Vergangenheit vergessen.

Im österreichischen Lager herrschte eine dumpfe drückende Stille; keine lustige Fanfare verkündete, wie in den jänast verkossenen Tagen, den neuen Beginn kriegerischer Geschäftigkeit. Man trauerte um die verlorenen Brüder, die den Kern des Heeres gebildet hatten; denn wußte man gleich, daß ihrer Viele den Wellen entrissen waren, so war doch nicht bekannt, daß nur sehr Wenige den Tod gefunden hatten, und von den Geretteten glaubte man, daß sie ihr Leben durch eine harte und schmachvolle Gefangenschaft gewiß theuer bezahlen, wo nicht gar auf eine andere, noch weniger ruhmvolle Weise es dennoch verlieren müßten.

Im großen herzoglichen Zelte, wo die Fahnen von Oesterreich und Steiermark neben dem auf einer, mit rothem Tuche beschlagenen Erhöhung aufgestellten Sammetstisch prangten, ging der Held Leopold, eine kräftige, in der Blüthe des Lebens stehende Gestalt, mit heftigen Schritten auf und ab. Ein Waffenrock, von der Schulter bis zu den Knien reichend, umhüllte den schlanken Körper; darüber glänzte der blau angelaufene Brustharnisch mit dem goldenen Adler; lange blonde Locken umwallten das unbehelmte edle Angesicht, dessen Miene große Niedergeschlagenheit verrieth. Am Eingange stand der Wache thüende Hauptmann und harrete einer Antwort, denn vor vielen Minuten schon hatte er gefragt, ob der hohe Gebieter nichts zu befehlen, keine Maßregel anzuordnen habe. Aber der Prinz hatte entweder die Frage ganz überhört, oder sie schon im nächsten Augenblicke zu beantworten vergessen. In tiefes Sinnen verloren, schien er alle Außenbunge nicht wahrzunehmen. Ein lautes Trompetengeschmetter weckte ihn endlich aus seinem dumpfen Hinbrüten.

„Was giebt es?“ fragte er, plötzlich stillstehend. Der Hauptmann ging hinaus, kehrte aber bald wieder zurück und meldete, daß der Graf Stubenberg, aus den schwäbischen Landen kommend, so eben mit seiner Heerschaar im Lager eingedrückt sei. Da verschwand der düstere Ausdruck im Angesicht des Helden, und seine Züge wurden heiterer. „Ha,“ rief er, „der wackere Kämpfer kommt zur rechten Zeit, um mir den Verlust dieser Nacht zu ersetzen. — Frohlockt nicht zu früh, Ihr Solothurner, der Vortheil, den Ihr mir gestern, das Wüthen der Natur benutzend, abgerungen habt, er soll Euch nicht lange frommen. Hab' ich gleich viel verloren, so bin

ich doch noch stark genug, um Euren Troz zu brechen, und frische Streitkräfte fährt dieser neue Tag mir zu. Nur um so schwerer soll jetzt das Gewicht meiner Rache Euch treffen. Geht hinaus, Hauptmann, und fährt den tapfern Grafen so gleich in mein Zelt.“

Es geschah, wie er befohlen, und nach wenig Minuten trat Stubenberg ein. „Sei mir gegrüßt, mein wackerer Degen!“ rief ihm Leopold entgegen. „Du kommst eben zur rechten, wenn auch nicht zur guten Stunde.“

Das soll mich freuen, edler Herzog, erwiderte der Ritter; ich fürchtete schon, trotz meiner Eile, dennoch zu spät zu kommen, und glaubte, daß Ihr im kühnen Siegesfluge bereits die Stadt genommen haben würdet. Und wahrlich unerwartete und schier unübersteigliche Hindernisse müssen Euch in den Weg getreten seyn, sonst flatterte gewiß schon Oesterreichs Doppeladler auf den Zinnen Solothurns.

„Ach Freund,“ entgegnete der Herzog, „wir haben einen schweren Strauß hier zu bestehen, und werden viel daran setzen müssen, um siegreicher daraus hervorzugehen, als bei Morgarten. Diese Solothurner streiten wie Löwen und benutzen mit kühner Gewandtheit jeden Vortheil, den ihnen der Zufall bietet. Oestern trat die Natur mit ihnen in den Bund, und ein Streich ward mir veretzt, der mich mehr schmerzt, als eine verlorene Schlacht.“

Schon kam ein dumpf Geräusch zu meinen Ohren, als ich durch das Lager ritt, sagte Stubenberg; doch weiß ich noch nicht Alles.

„Bernimm aus meinem Munde,“ sprach Leopold, „den ganzen Umfang der Schreckensbegebenheit, die meinen, sonst nicht leicht zu erschütternden Geist niederbeugte. Der Abend sank, von einem fruchtlosen Sturme ruhten meine ermatteten Krieger aus. Ich war nach dem Kloster St. Urban geritten, als mir plötzlich die Kunde kam, die Nar sei binnen kurzer Frist so furchtbar angeschwollen, daß die lange Brücke, von der wir uns vor einigen Tagen, nach schwerem Streite, Meister gemacht, in Gefahr stehe, ein Raub der wilden Fluth zu werden, und daß sonach die Hemmung der Gemeinschaft beider Ufer zu fürchten sei. Ich gab sogleich Befehl, daß die schwere Reiterei abfzogen, und sich auf der Brücke aufpflanzen sollte, um durch ihr Gewicht die Sprengung zu verhindern. Immer dunkler schwebte der Abend nieder, der Sturmwind brauste schauerlich, daß die alten Wetterhähne auf den Flinnen von St. Urban ohne Aufhören knarnten. Eine bange Ahnung bemächtigte sich meiner und vergähte mir die Freuden des leckern Klostermahls; es war, als rief mich ein unsichtbares Etwas in das Lager. Ich brach auf; die Rosse flogen schnell über das weite Blachfeld hin. Je näher ich den Meinen kam, um so deutlicher vernahm mein Ohr das dumpfe Brausen der Gewässer. Bald hatte ich die Marken des Lagers erreicht. Großer Gott, welch ein Anblick harrete mein! — Die Brücke war größtentheils schon zertrümmert; nur am jenseitigen Ufer stand noch ein Bruch derselben, auf dem es von Menschen wimmelte. Meine Treuen waren es, die, auf einen kleinen Raum zusammengedrängt, der unter ihren Füßen wankte, dem Schreckenstode entgegen sahen, in den mein Gebot sie gesandt. Nicht möglich war's von unserer Seite, ihnen Hilfe zu bringen. Wie die Meeresbrandung um ein Klippentiff, so tobte die wilde

Nur in fürchterlicher Strömung am diesseitigen Rande. Vergebens biete ich hohe Summen für die Rettung der Verlassenen, deren Geschrei vom Heulen der Gewässer und des Sturmes fast verschlungen ward. — Keiner will in den paar vorhandenen kleinen Rähnen sich dem Rasen dieser Sündfluth anvertrauen; vergebens will ich selbst in meinem Schmerz ein solches Fahrzeug besteigen, um zu retten, was möglich ist. — man hält mich eng umfassen, man schreit, man bittet, man wehrt, und beweist mir, daß die Wuth des empörten Elements, mehr aber noch unsere Unkunde in der Beschiffung des reißenden Gebirgestromes, jeden Versuch zur Rettung unmöglich mache. Hoffnungslos und kühnend mußte ich die wackersten Streiter meines Heeres, den Kern der Ritterschaft dem Untergange preis gegeben sehen. An dem Ufer versammelten sich die Priester, und riefen das letzte Segenswort durch Sturm und Graus den Unglückseligen hinüber. Entsetzlich, das Herz bis auf seine Tiefen zerschneidend, war dieser Moment. Kein Sternenslicht glänzte am Aether; überall herrschte Finsterniß, die nur von den düster flammenden Fackeln hier und da unterbrochen wurde. Da auf einmal wird es drüben auf der Stadtseite fürchtbar lebendig. Die Solothurner stürzen aus den Thoren und werfen sich in Rähnen und auf Flößen hinein in das tobende Element. Die Meinen jauchzen ihnen entgegen; von Angst und Qual erschöpft, werfen sie sich lieber dem Feinde in die Arme, als dem gewissen Tode in den Rücken; sie vergessen, im Drange des mächtigen Lebenstriebes, daß sie nur schwachvolle Fesseln eintauschen. Wir hier am Ufer müssen ruhig Zeugen eines solchen Schauspiels seyn. Die Feinde wiederholen den ersten glücklich gelungenen Versuch. Wohl mehr als die Hälfte meiner Schaar ist schon der schwankenden Trümmer entführt und ans Land gebracht; da stürzt das morsche Brack der Brücke, und eine große Anzahl meiner herrlichen Reiter sinkt in das Fluthengrab. Doch unermüdet, dem Tode selber trotzend, werfen sich die kühnen Bürger in die Wellen, viel der edeln Opfer sich zu erbeuten. Wie Viele untergingen, ich weiß es nicht, doch schien es, daß der größte Theil sich dem schäumenden Elemente wieder entrang. Wer Alles dies nicht selbst gesehen, der wird es kaum möglich finden. Unter Freudengeschrei zogen die Solothurner nun mit ihren Gefangenen, dem Kerne meines Heeres, in ihre Stadt; die Thore schlossen sich hinter ihnen; und Nacht und Stille, die nur des Sturmes und des Wassers Rauschen unterbrach, lagerte sich wieder auf das jenseitige Gefilde.“

Er hielt inne und sah den Grafen mit fragenden Blicken an. Mein edler hoher Herr, nahm dieser das Wort, wie sehr beklag ich Euch, ob dieses großen Verlustes; wie schmerzlich ist es mir, so viele der wackern Kampfgesährten, auf deren Wiedersehn ich mich freute, zu vermissen. Gewiß ist mancher meiner Freunde in jener unheilvollen Stunde eine Beute des Todes geworden, oder in die Gewalt des Feindes gerathen.

Den größten Theil der steirischen Ritterschaft, Viele der österreichischen Edeln, vor Allen aber den Max meines Heeres, den tapfern Steiermärker Ezinger hat mich der Unglückstag gekostet. Zu geschäftig nur war der Feind in der unedeln Rettung. Doch tüchtige Männer sind diese Schweizer. Wer mit solchem Muth, mit solcher Todesverachtung nach einem unedeln Ziele ringen kann, was vermag der nicht erst, wenn es gilt, sein Heiligstes zu vertheidigen. Darum stehen uns noch harte Kämpfe bevor; aber ich scheue sie nicht, und setze Alles daran.

Solothurn muß fallen, und ausweichen will ich die Scharfe, die der gestrige Tag“ —

Der Eintritt des Hauptmanns, welcher meldete, daß Otto von Steln (diesen Namen führte Bucheggs Sohn im österreichischen Lager), Einlaß begehrte, unterbrach den Herzog im Flusse seiner Rede. „Otto wieder zurück!“ rief er erstaunt;

„das nimmt mich Wunder. Ich entließ ihn doch gestern, und erlaubte ihm, seiner Vaterstadt zu dienen.“

Schon gestern Abend war er wieder hier, berichtete der Hauptmann; doch das unglückselige Ereigniß, die schreckenvolle Verwirrung dieser Nacht waren schuld, daß ein minder wichtiger Umstand Euch zu melden vergessen ward. Kaum zwei Stunden ist Otto in Solothurn gewesen. Er kommt nicht allein; eine Jungfrau begleitet ihn.

„Eine Jungfrau?“ fragte Leopold verwundert; „was hat dies für eine Bewandniß? Laß ihn mit dem Mägdelein kommen.“

Die Vorhänge am Eingang des Zeltes rauschten auf und Otto mit Elisabeth traten ein. Schüchtern und mit erröthendem Gesicht, die Hände kreuzweis auf die Brust gelegt, verbeugte sich die Tochter Redings vor dem hohen Herrn. Der Jüngling aber grüßte laut und mit edlem, ritterlichen Anstande den Herzog und seinen Felddobersten.

„Wie kommt es?“ fragte Leopold hastig, „daß ich so schnell Dich wiedersehe?“

„Erlauchter Herr, erwiederte Otto, ich habe gestern Euch gestanden, wie der Rath von Solothurn mich vor drei Jahren aus dem Lande gewiesen. Ich glaubte jetzt, daß die gemeine Noth den Bann gelöst haben, und daß mein Arm der Stadt willkommen seyn würde; allein mein edler Vater erachtet für nöthig, daß gerade jetzt ein hohes Beispiel der heiligsten Beachtung der Geseze aufgestellt werde. Und also mußte ich die Stadt verlassen.“

„Doch in freundlicher Gesellschaft,“ sagte der Herzog lächelnd, indem er auf Elisabeth wies. „Wer ist die schmucke Dirne?“

„Meine Braut, erlauchter Herr, antwortete Otto; der Segen des Vaters führte mir die Theure zu; sie wird mein guter Engel in der Verbannung seyn. Vergönnt, daß ich sie gen Schwyz in ihre Heimath führen darf und gebet uns ein sicheres Geleit. Wenn der Kampf zwischen Solothurn und Arme des Geleitens der Heimath zuwandert, dessen Blick sollte zieht, dann, edler Herzog, sollt Ihr mich wieder bei Eurem Heere sehen.“

„Du wirst mir jederzeit willkommen seyn,“ erwiederte Leopold freundlich und trat zu der Jungfrau. „Warum so traurig, Kind?“ fragte er mit huldreichem Tone; „wer am Arme des Geleitens der Heimath zuwandert, dessen Blick sollte nur Freude strahlen. Preise Dich glücklich, daß Du die Stadt hinter Dir hast.“

Ach hoher Herr, gab Elisabeth zur Antwort, es weilt dort noch ein theures Haupt, dessen Gefahr, dessen mehr als wahrscheinlicher Untergang mit tiefes Weh bereitet.

„Ja gutes Kind, der Krieg schlägt schwere Wunden,“ entgegnete der Herzog; „doch die Zeit, die Alles heilt, wird auch für Dich ihren Balsam haben. Vertrau ihr nur und zage nicht; Dir steht ja noch ein freundlicher Arzt, die Liebe, zur Seite. — Wie nennst Du Dich, aus welchem Geschlechte stammst Du?“

Ich bin, gab Elisabeth, durch des Fürsten herablassendes Wesen kühner und freimüthiger gemacht, nicht ohne einen Anflug von kindlichem Stolze zur Antwort, die Tochter des Schwyzer Landammans Rudolph Reding, der Euch, edler Herzog, am Tage von Morgarten rühmlich gegenüberstand.

Otto erschral über diese vorschnelle Rede, denn er bemerkte, daß Leopolds Antlitz von einem dunkeln Roth übergoßen ward, ein Zeichen, daß des Jornes Stuth in dem leicht erregbaren Gemüthe des Helden aufstammte.

Mit einem fürchtbaren Blicke maß der Herzog die Sprecherin, und rief dann mit donnernder Stimme: „Verwegene Dirne, woran mahnst Du mich? — Und gerade heut! Aus meinen Augen, fort, auf daß mein Grimm Dich nicht zermalme, denn Rache schwur ich einst dem Stamme Reding,“

als er mir, dem stets Unbezwungenen, am Morgarten die Siegespalme aus den Händen riß.“

Dito eilte bestürzt zu seiner bebenden Geliebten, ergriff ihre Hand und wollte sie mit den Worten: Um Gotteswillen fort! schnell aus dem Zelte führen, als ihm der Herzog, dessen Zornes Feuer sich eben so schnell kühlte, als es ausloderte, zu bleiben befahl. „Ich ließ mich wieder einmal von meiner Hitze hinreißen,“ sagte er in sanfterem Tone. „Seid ruhig, Kinder, ich bin nicht mehr böse. — Was kann das Mägdelein dafür, daß mich ihr Vater einst besiegte? Jetzt steht sie vor mir als eine Häufelehende. Nie war ein Habsburger unedler Rache fähig. Reicht mir eure Hände, Kinder, und laßt uns als Freunde scheiden. Das Geleit sei Euch bewilligt, doch bis morgen seyd meine lieben Gäste.“

Der Hauptmann trat wieder ein und meldete, daß der Schultheiß Hugo von Buchegg aus Solothurn an der Spitze mehrerer Bürger im Lager angelangt sei.

Mit höchstem Erstaunen vernahmen sowohl der Herzog und Stubenberg, als auch die beiden Liebenden diese Nachricht. „Was soll das bedeuten?“ fragte Leopold, „wagen diese Kühnen etwa, auf ihre Gefangenen zu pochen, und mir Bedingungen vorzuschreiben? Sie sollen meinen unbeugsamen Sinn kennen lernen.“

Erlauchter Herr, fuhr der Hauptmann fort, der in seinem Berichte unterbrochen worden war. Ihr werdet es kaum glaublich finden, und dennoch ist es so — den Solothurnern folgen unsere Waffenbrüder, die wir seit gestern verloren achteten. Hört Ihr die Jubelstöße? Es ist der frohe Gruß, der ihnen von allen Seiten entgegengerufen wird. Nur Wenige fehlen.

Die Verwunderung des Herzogs stieg noch höher. „Fürwahr, das überrascht mich,“ sagte er, „darauf war ich nicht vorbereitet. Laßt die feindlichen Herolde ein; ich bin begierig auf die Lösung dieses Räthsels.“

(Schluß folgt.)

Die Wunden der Gegenwart,

oder

warum sagt man: „immer wird es schlimmer?“

Vierter Artikel.

Da bekanntlich Alles in der Welt erst dann ein Gut für den Menschen wird, wenn er es begehrt, so kann auch die Kunst zu Hause zu bleiben erst dann einen Werth erhalten, wenn er ihre Beziehung zu seinen Verhältnissen kennen gelernt hat. Diese Beziehung auf die Verhältnisse des Einzelnen läßt sich aber, schon wegen ihrer tausendfachen Verschiedenheit unter einander, an diesem Orte nicht darstellen, sondern nur im Allgemeinen oder höchstens rückwärts eines ganzen Standes berühren. Die Kunst zu Hause zu bleiben soll Niemanden einer Schildkröte ähnlich machen, welche so lange sie lebt zu Hause ist; auch nicht einer Gule, die das Tageslicht scheut. Sie besteht in nichts Anderem, als in der angenehmsten und zugleich nützlichsten Verwendung der von dem Berufsgeschäfte für die Erholung und Ruhe übriggelassenen Zeit. Daß ein derartiger Zeitgebrauch unter 100 Fällen 99 mal zu Hause sich am leichtesten erzielen läßt, weiß Jeder, selbst derjenige, der seine Zeit ganz anderswo zubringt.

Ein Beispiel möge uns statt aller dienen. Vergleichen wir einmal den Sonntag eines Landmanns, welcher die gerühmte Kunst nicht versteht, mit dem Sonntage dessen, der sie übt.

Erstern umnebelt noch der samstägige Bierdampf auf dem Lager, wenn die Sonntagssonne schon hoch am Himmel steht.

Mit mißmuthigem Herzen, schwerem Kopfe und schlechtem Magen steht er fluchend statt betend auf, besorgt möglichst nachlässig sein Geschäft, wenn er sonst keinen dienstbaren Geist hierzu hat oder findet, setzt sich unseidlich gegen Weib und Kind zum Morgenessen, zieht seinen Sonntagsgroß an, geht in die Kirche und durchschläft die Predigt. Vom Gotteshaus geht es ins Wirthshaus, und nun besteht die ganze Sonntagsfeier in Trinken, Essen, Lärmen, Karteln, Würfeln u. s. w. Dabei vermißt man den Haustyrannen gerne und geräth in Angst, wenn man ihn in später Nacht trunken und polternd sein Haus betreten hört. Der Montag wird zu einem Nachsonntag gemacht und wenn ihm das Glück will, glebt es unter der Woche vielleicht auch da und dort eine Hofmezzerei, einen Markt oder eine Hochzeit, die er — zwar nicht aus einem besondern nöthigenden Grunde, aber doch Schanden und Ehren halber nicht unberücksichtigt lassen kann, wie er meint. Wie das Hauswesen eines solchen Mannes besorgt wird, läßt sich leicht denken. Wer beauftragt seine Kinder, seine Dienstboten? Ein unglückliches Weib vielleicht, die der Kummer über ihr Schicksal entmuthigt und vor der Zeit ins Grab bringt. Er aber ist Fremdling am eigenen Herde, daheim nicht geliebt, und auswärtig nicht geachtet, so schön ihm auch die Wirthin und andere vermeintliche Freunde ins Gesicht thun mögen.

Um wie viel heiterer und harmloser bringt der Landmann seinen Sonntag und jede ihm zur Erholung von der Arbeit übrig gelassene Stunde zu, welcher die Kunst zu Hause zu bleiben kennt und übt? Welchem Stande er auch angehören möchte, in keinem läge ihm dasjenige Glück näher, welches zu den größten und seltensten von allen Gaben des Erdenlebens gehört: das Glück der Zufriedenheit. Zu seinem Genuße bedarf er keines Reichthums, keiner Ehrenschaft, keiner Ehrenstellen, keines Titels, wenn er nur stets bedenken will, daß ein ganz ungestörtes Glück hienieden für keinen Menschen blüht. Die Leiden und Freuden des Lebens pilgern wie böse und gute Träume an uns vorüber, und hienieden ist wohl nur das Haus zu nennen, worin die Zufriedenheit einkehrt und Wohnung nimmt. Tausende schreien nach ihr und schließen ihr doch die Thüre zu. Dieser Gast läßt sich nicht nieder auf den Selbtsäcken der Wucherer, nicht in der von ihrem Meister leichtsinnig vernachlässigten Werkstatt des Handwerkers, nicht in der Mitte einer von Groll und Haß zerrissenen Familie. Aber gerne klopft er an der Hütte des Landmanns an, wenn sie auch noch so armselig ist; denn hier hofft die Zufriedenheit am wenigsten ihre Torfeindinnen, giftige Leidenschaft, zu treffen. Schon die ihn umgebende Natur predigt dem Landmann mehr als irgendwo Friede und Liebe. Wohl dem, der diese Stimme hört; er wird an seinen Sonntagen nicht wie der oben geschilderte erwachen. Der erste Strahl des Morgens weckt ihn. Sein treues Weib, seine in Frömmigkeit und Einsicht erzogenen Kinder lächeln ihm ihren Morgenruß entgegen, wenn der gährende Städter sich noch lange unruhig auf seinem Lager wälzt. Die majestätisch sich erhebende Sonne, der Morgenpsalm der Sängler des Haines, der Anblick seiner Felder und Wiesen, auf denen im schimmernden Thau der Segen des Himmels perlt, die ganze auferstehende Schöpfung stimmt sein und der Seinigen Herz zur gemeinsamen häuslichen Andacht, welche leider in unsern Tagen immer seltener wird. Die Besorgung des Hauswesens wird durch Scherz und Heiterkeit erleichtert. Der friedliche feierliche Klang der Glocken ruft ihn mit den Seinigen zur Kirche; aber der Klang der Gläser lockt ihn nach beendigtem Gottesdienste nicht an den Bier-, Wein- und Schnapstisch. Er labt sich daheim an seinen einfachen aber kräftig nährenden Spelsen. Das Brod von der selbstgepflanzten Frucht mündet ihm, ob es auch rauhsel, immer besser als jedes andere. Wie manche Zerstreung und Freude bietet ihm erst der Nachmittag! Bald labet die

freundliche Jahreszeit zu einem Gang ins Freie; bald erheitert ihn das harmlose Spiel seiner Kinder; bald zerstreut er sich in behaglicher Stube mit Lesung eines lehrreichen Buches oder irgend eines Scherz und Ernst bringenden Tagblattes; bald zieht ein Wanderer an seinem Hause vorüber, der ihm für eine kurze Gastfreundschaft von fernen Ländern, von seltsamen Schicksalen, Ereignissen und Menschen berichtet; bald vermehren in abendlichen Stunden auch Nachbarn und Freunde den frohen Kreis der Seinen und er genießt bei frohen zwanglosen Gesprächen, denen jede städtische Eilfette, jede Verstellung fremd ist, die Freuden der Freundschaft, die wohl auch zuwellen, je nachdem es seine Verhältnisse erlauben, durch ein gemeinsames gutes Glas Wein, Bier oder selbstgekelterten Most verherrlicht werden mögen. Man spricht und rathschlägt über Dieses und Jenes, und froh und heiter trennt man sich wieder, wenn die Stunde zur gehörigen Ruhe für die folgenden Arbeitstage ladet. Wie freundlich naht diese Ruhe einem solchen Manne, einer solchen Familie! Kein Bewußtseyn verwahter Pflichten, keine Erinnerung an eine seiner unwürdigen niedrige Handlung stört seinen Schlummer, und bedarf fast für jeden Landmann nur des Versuches so zu leben, so wird seiner Wohnung das Glück der Zufriedenheit nicht ferne bleiben. Bald werden ganze Berge von Sorgen zu leicht übersteiglichen Hügeln sich erniedrigen. Bald wird er dabeim sich am wohlsten und freiesten fühlen und dort allein die Ruhe und Erholung finden, deren er bei seiner schweren Arbeit bedürftig ist, während draußen nur Unruhe und tausend seinen stillen Lebensgang störende Hindernisse herrschen. Die Sonne hat für den zu Hause Bleibenden nicht weniger Licht, der Himmel nicht weniger Sterne, die Erde nicht weniger Blumen als für Andere.

Welchem Landmann von den 2 so eben geschilderten wird sein Sonntag mehr Vergnügen und Nutzen schaffen? welcher wird ein besserer Vater und Erzieher seiner Kinder, ein glücklicherer Gatte, ein froherer Arbeiter, ein tüchtigerer Verwalter und Förderer seines Hauswesens seyn? — Ohne Zweifel derjenige, der die Kunst zu Hause zu bleiben übt. Es giebt ohnehin Veranlassungen genug, welche von Hause abrufen und nicht vermieden werden können; es gehört aber mit zur gepriesenen Kunst, diese Veranlassungen nicht zu suchen oder gar an den Haaren herbeizuziehen. Die Wunden und Leiden der Gegenwart, die wir bis jetzt kennen lernten und noch kennen lernen werden, sind von sehr ansteckender Natur, daher kann es nur um so klüger seyn, sich von den Orten, wo sie sich zeigen, möglichst fern zu halten. Weit entfernt, daß hiemit eine menschliche Stallfütterung empfohlen, daß der Mann dem öffentlichen Leben entzogen und einer engherzigen dumpfen oder wohl auch dummen Selbstgenügsamkeit in die Arme geführt werden will; es will nur an die häuslichen Freuden erinnert werden, deren Genuß man täglich mehr denjenigen von ganz anders beschaffenen Vergnügungen vorzieht, welche schlechterdings nicht dazu geeignet sind, das Glück des Einzelnen oder einer Familie zu fördern. Man verwechselt heutigen Tages das, was öffentliches Leben heißt, mit einem bloßen Wirthshausleben. Der Bürger, welcher am eigenen Herde sich besser zu zerstreuen und zu vergnügen weiß, als daß er (ohne wirklich gegründete Veranlassung) die Erholungen außer dem Hause denen im eigenen vorziehen sollte, ist darum nichts weniger als dem öffentlichen Leben entzogen, nichts weniger als engherzig, und kann dessen ungeachtet seine Rechte und Pflichten gegen das Vaterland und gegen jeden Mitmenschen eben so gut — und vielleicht in den meisten Fällen besser als alle seine Tadeln kennen und üben. Aus diesem Grunde hauptsächlich wurde es in diesen Betrachtungen bedauert, daß die Kunst zu Hause zu bleiben mehr und mehr abhanden kommt. Und gewiß bleibt immerhin der Umstand keine der kleinsten Wunden

der Zeit, daß stillere, freundlichere, dauerndere, nützlichere und viel wohlfeilere Freuden von flüchtigen, rauschenden, sittenlosen, kostspieligen und daher dem Familienwohl nur nachtheiligen Vergnügungen allmählig fast gänzlich verdrängt werden. Die Menschen schelten vergessen zu haben, daß man mit seinen Freuden geizen muß, wenn man mit ihrem hienieden obnehin kleinen Vorrathe auskommen will.

Folgende Maritäten sind zu verkaufen:

- Ein hoher Thurm von brauner Butter;
- Ein Kuß, gefaßt in Perlenmutter;
- Ein Windhund ohne Kopf und Bein;
- Fünf Säcke fleischer Mondenschein;
- Eine ganz viereckige Seifenblase;
- Ein Floß mit einer römischen Nase;
- Eine Uhr, die stets auf dreizehn weist;
- Ein Lamm, das einen Wolf zerreißt.

Miscellen.

*. Statistisches aus Paris. Die Thorsteuer von Paris wird voraussichtlich in diesem Jahre 33 Mill. 800 000 Fres. liefern, die höchste bis jetzt erreichte Summe. Binnen Jahresfrist sind hier in Paris 70.663 Ochsen, 18.475 Kühe, 76.666 Rälber und 416.521 Schafe verzehrt worden, das ist beträchtlich mehr als im Jahre vorher. Auch die Ausfuhr ist gegen das Vorjahr um 7 Mill. 728.117 Fr. gestiegen. In die Sparkasse wurden vom 1. Januar bis 8. Dezember 34 Mill. 987.113 Fr. eingezahlt, während 47 Mill. 624.817 Fr. daraus entnommen wurden, an welchem ungünstigen Verhältnis nur die Speculation in Eisenbahn-Aktien schuld ist.

*. Im Budget einer gewissen Gesellschaft wurden für Karten, Billard und Spielzquisiten 1010 fl., für wohlthätige Zwecke 42 fl. unter die Ausgaben des laufenden Jahres angelegt.

Maritätenkästlein.

†† Wieder ein Fortschritt der Emancipation der Frauen! Aelste Marie Fazedé, Sängerin am Hamburger Stadttheater, hat sich bei dem Handelsgerichte für insolvent erklärt.

†† In Fohstadt hat der Thierbändiger und Matrosen-Künstler Bertolotto eine wichtige Erfindung gemacht und bereits ein Patent auf 50 Jahre erhalten. Er verwendet nämlich anstatt der Stahlspringfedern in Matrosen und Sophas sogenannte Floßsäulen, welche dadurch gebildet werden, daß man bis zur erforderlichen Höhe ausgewachsene Fische übereinander legt und dieselben dann mit Rosshaaren umgiebt. Diese Floßsäulen sind viel dauerhafter und elastischer als die Stahlfedern.

†† Scherzfrage: Warum haben die Türken den Wein verboten, und viele Weiber zu nehmen erlaubt?
 'qaja uuuqau eu j anu uqduo
 plusse auuuqnu up gvq 'uqgnai el uq : : 20 au j u u

Räthsel.

Vier Jahre bleibt er aus,
 Dann kommt er nach Haus,
 Und zeigt sich wieder
 Im Kreis seiner Brüder.

Unlösung der Charade in No. 4:

Agent.